Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, — zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 6, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaktion und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.
Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3,
L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale Dresden:
Strehlener Straße 6.
Fernsprecher Amt I Nr. 1713.

Haupt-Filiale Berlin:
Königgrätzer Straße 116.
Fernsprecher Amt VI Nr. 8393.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt
und
Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und des Königlichen Amtsgerichtes Leipzig, des Rates und des Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reklamen unter dem Redaktionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 570. **Sonnabend** den 8. November 1902. **96. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 8. November.

Aus dem Reichstage.

Im Reichstage geht es immer bunter und erregter zu. Gestern hat die eigentliche **Obstruktion** begonnen und bereits den ersten Sieg über die Mehrheit errungen. Die Sitzung endete nämlich mit der Feststellung der von der äußersten Linken künstlich herbeigeführten **Beschlußunfähigkeit**. Einer fast 4½stündigen Obstruktionsrede des Abg. **Stadthagen** folgten mehrere hitzige Geschäftsordnungsdebatten mit den üblichen namentlichen Abstimmungen, bei denen die Rechte und das Zentrum die Probe nicht bestanden. Eine Mehrheit, die nicht zum Ausharren entschlossen und nicht fähig ist, für so kritische Momente, wie gestern, ihre Angehörigen zusammenzuhalten, ist in demselben Maße verantwortlich für den Niedergang des deutschen Parlamentarismus, wie die obstruktionistische Minderheit, die ohne Scham die Würde des Hauses mit Füßen tritt. Die Sitzung begann mit der Debatte über den ganzen § 5 des Zolltarifgesetzes, der in 11 Positionen die zollfrei zu belassenden Gegenstände aufzählt. Die erinnerlich, endete die gestrige Sitzung mit der Ablehnung des Antrages Singer, die acht Positionen dieses Paragraphen, zu denen sozialdemokratische Anträge eingebracht sind, getrennt zur Debatte zu stellen. Der erste Redner, Herr **Stadthagen** — so erzählte man im Foyer, ehe er das Wort bekam — hatte seinen Freunden gesagt, fünf Stunden zu reden. Tatsächlich hat er nach genauer Feststellung vier Stunden zweiundzwanzig Minuten ununterbrochen gesprochen und damit den höchsten bisher im Reichstage erreichten Rederekord übertroffen. Das Haus leerte sich währenddessen fast völlig, und als Herr Stadthagen endlich unter stürmischen, minutenlangen, teilweise ironischen Zurufen geschlossen hatte, versuchte der Abg. **Broemel** einen unerwarteten Coup. Er erneuerte den gestern vom Hause abgelehnten Antrag des Abg. Singer, jetzt noch über die Positionen des § 5 einzeln zu debattieren. Die Geschäftsordnungsdebatte, die sich hierüber entspann, nahm besonders dadurch einen pöbelhaften Charakter an, daß einzelne Mitglieder der Rechten nach dem bösen Beispiele des Wiener Reichsrates mit Tischdeckeln klapperten. Vizepräsident **Büsing** wies den Antrag Broemel als unzulässig zurück. Broemel wartete mit einem Präzedenzfall aus dem Jahre 1879 auf, wo Bindshorst sich energisch für Rückgängigmachung eines ähnlichen Reichstagsbeschlusses ausgesprochen hatte. Abg. Dr. **Barth** führte dies dem Zentrum gegenüber weiter aus. Abg. **Bassermann** fand aus dem Wirrsal der Meinungen den richtigen Ausweg, indem er beantragte, den Antrag Broemel der Geschäftsordnungskommission zu überweisen. In diesem Sinne beschloß das Haus gegen die Stimmen der beiden konservativen Fraktionen. Unmittelbar darauf ward von der Mehrheit ein Antrag auf Schluß der Debatte über § 5 gestellt und vom Präsidenten so schnell zur Abstimmung gebracht, daß die äußerste Linke überrumpelt wurde und nicht dazu kam, namentliche Abstimmung zu beantragen. Leider wurde der Schlußantrag angenommen, der unseres Erachtens ein taktischer Fehler der Mehrheit war. In einer neuen Geschäftsordnungsdebatte beschwerten sich nunmehr verschiedene freisinnige Abgeordnete darüber, daß ihnen das Wort zur Begründung ihrer Anträge abgeschnitten worden. Die äußerste Linke revanchierte sich, indem sie die Vertagung und über diesen Vertagungsantrag die namentliche Abstimmung beantragte. Statt nun schleunigst der Vertagung zuzustimmen, lehnte die Mehrheit sie ab. Da sich bei dieser Abstimmung die Anwesenheit von nur 229 Abgeordneten ergab, war das Schicksal des Tages besiegelt. Bei der unmittelbar darauf folgenden namentlichen Abstimmung über ein sozialdemokratisches Amendement verließen 30 bis 40 Mitglieder der äußersten Linken den Saal und machten damit das Haus beschlußunfähig. Es waren nur 188 Abgeordnete zurückgeblieben. — Ueber diesen kläglichen Ausgang tröstet nur schwach die Tatsache, daß vor Beginn der Plenarsitzung in Fraktionssitzungen der Konservativen, der Freikonservativen, des Zentrums und der Nationalliberalen die Frage einer Vereinfachung der Geschäftsordnung hinsichtlich des Modus bei namentlichen Abstimmungen erörtert worden war und zu einer Verständigung geführt hatte. Der Plan geht dahin, daß derartige Abstimmungen hinfort nicht mehr unter Namensaufruf erfolgen sollen, sondern daß die Schriftführer umhergehen und ohne Namensaufruf von jedem anwesenden Abgeordneten einen Zettel, welcher den Namen des Abstimmenden und das Wort „Ja" oder „Nein" enthält, einsammeln. Die Liste der Abstimmenden soll nach wie vor dem stenographischen Protokoll einverleibt werden. Für diesen Antrag, dessen Einbringung bereits erfolgt ist, so daß er an einem der nächsten Tage zur ersten Beratung im Plenum gelangen kann, werden die Nationalliberalen stimmen, obwohl sie ihn nicht mit unterschrieben. Allzuviel wird freilich mit diesem Auskunftsmittel nicht erreicht werden. Die namentliche Abstimmung in der bisherigen Form beanspruchte durchschnittlich eine halbe Stunde, die Abstimmung nach dem neuen Modus soll in sechs bis zehn Minuten erledigt werden. Die Sozialdemokraten werden also hinfort nicht 6, sondern 24 namentliche Abstimmungen beantragen, was ihnen nicht schwer fallen dürfte. Auch kann kein Sozialdemokrat, dem der Präsident das Wort gegeben hat, gehindert werden, wie gestern Stadthagen fast 4½ Stunden zu reden. Immerhin ist mit dem Plane ein kleiner Schritt zur Besserung getan, dem weitere folgen dürften.

Verweisung von Zollstreitigkeiten an die Landgerichte.

Die Absichten, von denen sich die Sozialdemokratie bei der Einbringung und Vertretung des Antrags über die Verweisung von Zollstreitigkeiten an die Landgerichte leiten ließ, waren selbstverständlich dieselben, die allen „Verbesserungs"-Anträgen der Zollopposition zu Grunde liegen. Ein Unterschied besteht aber doch. Daß jener Antrag kommen und den Reichstag fast eine ganze Sitzung kosten konnte, ist die Schuld der Bundesregierungen, die die Frage einer einheitlichen Zollrechtsprechung dazu ausersehen haben, sich eine besondere partikularistische Güte zu tun. Es wurde in der Reichstagssitzung vom Mittwoch auf die wiederholten, überaus energischen Versuche hingewiesen, die namentlich die Nationalliberalen unter der Führung Dr. **Hammachers** unternommen hatten, die Bundesregierungen anderen Sinnes zu machen. Die Bemühungen waren vergeblich, aber die Zollausschußstellen, die man zur Vermeidung der Kurzsicht geschaffen, scheinen nach den Versicherungen des Reichsschatzsekretärs einschneidend gewirkt zu haben. „Regresse kommen", wie Frhr. v. Dietzmann mitteilte, „jetzt außerordentlich selten vor und noch seltener ist die Zahl der Fälle abweichender Taxierung der einzelnen Instanzen". Früher waren Fälle beider Art sehr häufig und vielfach himmelschreiend. Die Frage ist also anscheinend nicht mehr brennend. Wäre sie es aber nach wie vor, so würden wir, die wir uns an den Bestrebungen nach einheitlicher Zollrechtsprechung stets nach besten Kräften beteiligt haben, und der Einschmuggelung der Rechtsprechung in das Zollgesetz und gar der Art, wie sie der sozialdemokratische Antrag lösen möchte, entschieden widersetzen. Der Antrag ist in zweiter Lesung abgelehnt worden, aber mit kleiner Mehrheit, und die Fürsprecher, die er fand, lassen die Befürchtung entstehen, er könnte in dritter Lesung angenommen werden. Der Antrag bedeutet nicht etwa ein gewöhnliches Obstruktionsmanöver, er bezweckt, eine etwa im übrigen der Regierung acceptable Fassung des Zollgesetzes dritter Lesung unannehmbar zu machen. Nach ihrem bisherigen Verhalten können sich die Regierungen nicht durch eine Hintertür in ein Haus locken lassen, das sie nicht von vorn betreten zu wollen erklärten. Der Antrag ist aber auch sachlich durchaus unreif und etwas anderes, als das, was Dr. Hammacher früher verlangte, nämlich Fachgerichte mit einem Reichszollgericht als oberste Instanz. Der Antrag hingegen setzt die spezielle Einsicht und die Sachkenntnis, der es bei der Lösung zolltechnischer Streitfragen bedarf, ausschließlich bei den Juristen der Landgerichte voraus. Gerade dann aber, wenn diese zur Entscheidung berufen werden sollten, würden die „Kuriosa" in die Halme schießen. Wir hatten denn auch ursprünglich den Antrag für plump gehalten; angesichts des erstaunlichen Erfolges, den er, nachdem er von den Abgeordneten Stadthagen und Broemel, allerdings weitlich sachmäßig, vertreten worden war, bei dem Gros der Nationalliberalen fand, müssen wir anerkennen, daß der Antrag listig war und, nach dem, was Herr Bassermann für die dritte Lesung in Aussicht stellte, listig ist. Das Zentrum, das ebenfalls durch die beiden eben genannten freihändlerischen Redner auf frühere — ebenfalls mit dem Antrag Albrecht sich inhaltlich nicht deckende — Kundgebungen usw. festgelegt werden sollte, blieb kalt. Der Abg. Bachem erklärte nach der „Germania" den Antrag einfach für einen Obstruktionsantrag.

Der Sieg der Christlichsozialen in Wien.

Der große Sieg, den die Christlichsozialen bei den Landtagswahlen in Wien davongetragen haben, ist wohl kaum in diesem Umfange von den optimistischsten Parteimitgliedern erwartet worden. Man mag mit den liberalen Blättern annehmen, daß die Wahlbeeinflussung mit allen Mitteln betrieben worden ist, daß die Wählerlisten zu Gunsten der Partei des Herrn Lueger zurechtgemacht waren, daß unberechtigte politische Anhänger aufgenommen, berechtigte Gegner gestrichen wurden, aber damit erklärt sich doch nicht allein die Niederlage. Es drückt sich in ihr die Stimmung der breiten Massen aus, die seit Jahren ununterbrochen von den Christlichsozialen durchaus geschickt und sinngerecht bearbeitet worden sind. Antisemitismus und Klerikalismus reichen sich die Hände, und geschichtlich gewordene Anschauungen, örtliche Verhältnisse gaben ihnen die wirkungsvollsten Waffen. Die „Leute von der weißen Nelke" finden bei dem unteren Hunderttausend der Wiener Bevölkerung geneigtes Ohr, wenn sie die Liberalen als Juden und Judengenossen, als Feinde des Herrscherhauses, mit dem Alt-Wien in wahrhaft engen Beziehungen des Gemüts verbunden ist, als Gegner der katholischen Kirche, die mit allen Schichten einen vielleicht nicht auf Ueberzeugung beruhenden, aber durch die Gewohnheit gegebenen und überlieferten Zusammenhang besitzt, als Preußenfreunde und Freimaurer hinstellen. Die Fortschrittler mögen die gebildeten Klassen zu ihren Anhängern ganz oder teilweise zählen, zum Volk herabgestiegen sind sie nicht. Lueger ist in Wien eine tatsächlich volkstümliche Figur, weil er die Empfindungen der Massen kennt und ihnen schmeichelt; ihm eine gleichartige Persönlichkeit gegenüberzustellen, vermögen die Liberalen nicht. — Das „Wiener Fremdenblatt" meint: „Betrachtet man die starken Mehrheiten, die von den Christlichsozialen errungen wurden, dann darf man bezweifeln, ob selbst eine rechtzeitige Veröffentlichung und Verteilung der Wählerlisten einen nennenswerten Einfluß auf den Ausgang des Wahlkampfes geübt hätte. Die Wahlkämpfe würden nur dann mit besseren Aussichten für die Fortschrittlichen ausgefochten werden, wenn es diesen gelänge, in besseren geistigen Kontakt mit den Massen zu kommen, oder wenn der Siegesrausch nunmehr die Sieger zu sehr verblenden, sie zu sehr zur einseitigen Ausbeutung ihrer Macht fortreißen würde. Zu starke Majoritäten sind solchen Gelüsten am meisten ausgesetzt."

Die Parteien im Schweizer Nationalrat.

Bis auf wenige Mandate ist nun der schweizerische Nationalrat neugewählt. Es stehen noch einige Stichwahlen im Tessin, in Genf, in je einem Zürcher und St. Galler Wahlkreise aus. Diese Ergebnisse können aber an der jetzt feststehenden Stärke der einzelnen Parteien nichts mehr ändern. Es haben Vertreter erhalten die Freisinnigen 94, die katholisch Konservativen 31, die protestantisch Konservativen 18, die Sozialdemokraten 5, die Demokraten 3. Die Wahlen selbst haben da und dort manch Interessantes zu Tage gefördert. Ueber eine entschiedene Mehrheit verfügt nach wie vor die freisinnige Partei. Ihr Anhang ist ein festgefügter und treuer. Nun wäre es aber, wie dem „Schwäb. Merkur" in einer gut orientierenden Berner Korrespondenz geschrieben wird, falsch, die freisinnige Partei sich als eine geschlossene Organisation zu denken; dieselbe zählt in ihrer Mitte vielmehr viele heterogene Elemente. In der Westschweiz sind die Freisinnigen Kulturkämpfer und heißen dort Radikale, in Neuenburg zum Teil auch Antifreimaurer, in der Ostschweiz sind sie demokratisch angehaucht, in der Mittel- und Nordschweiz aufrichtige Zentralisten. In Einzelfragen herrscht keine Uebereinstimmung, wohl aber in großen Fragen. Die katholischen Konservativen sind das schweizerische Zentrum. Ihre Zahl bleibt Jahr für Jahr fast immer gleich. Der Stützpunkt des Zentrums sind die katholischen Kantone Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Freiburg und Wallis, dann aber auch Appenzell J.-Rh. und zum Teil St. Gallen. Andere katholische Kantone, in welche der moderne Verkehr und auch die Industrie einzogen, zeigen Anläufe, ins freisinnige Lager abzuschwenken. So schickt der katholische Kanton Zug schon einen liberalen Abgeordneten in den Nationalrat ab und auch der katholische Kanton Tessin ist bekanntlich seit 1890 ins liberale Fahrwasser eingetreten. Das sind sehr bemerkenswerte Symptome eines politischen Umschwunges. Der Kanton St. Gallen ist paritätisch und sendet Vertreter beider Richtungen nach Bern. Der Kanton Genf, der von Frankreich, speziell von Savoyen her, eine starke Zuwanderung hat, zählt zur Hälfte Katholiken, allein die Vertretung Genfs ist trotzdem ausschließlich protestantisch. Die moderne Zeit mit ihrer Bildung, Verkehr, Handel und Industrie ergreift auch die katholischen Kantone, rüttelt das alte Regime auf und durchtränkt die alteingesessene Bevölkerung mit modernen An-

---

Feuilleton.

7]

Das Findelkind.

Roman von Ernst Georgy.

Nachdruck verboten.

Er wollte sie umschlingen; aber sie wich ihm aus. Die sonnige Heiterkeit war von ihrem Gesicht verschwunden. „Ich habe Angst vor dem, was noch kommen wird, Otto! Die Eltern sind ohnehin schon ärgerlich auf mich. Und dann: der Vater hat einen Abscheu vor Offizieren!"

„Närrchen, er versteht so viel mit Reckenburgs und ist zu den Söhnen so nett!"

„Ja, weil er selbst in seiner Jugend die Tante Majorin geliebt haben soll, und weil er die Verhältnisse dort so genau kennt. Aber sonst hat er ein schreckliches Vorurteil. Er hält jeden für einen Spieler und Trinker, der mit Geld nicht umzugehen versteht!"

Sondheim stampfte mit dem Fuße auf: „Natürlich! Das Geld, immer wieder das Geld! Für die Herren Kaufleute gibt es ja nichts wie den Geldsack. Wer den größten hat, der ist ihnen der liebste!" — Er sann nach, dann sagte er, tief Atem holend: „Unsinn! Wir wollen den Mut nicht verlieren! Ich wag's! Basta! Wenn du treu und fest zu mir hältst, können sie uns nicht trennen!" Er riß sie an sich, als er einen befremdeten Ausdruck in ihrem Gesicht sah.

Unter seinen stürmischen Liebkosungen, seinen Zärtlichkeiten vergaß sie alles. Mit einem Male riß sie sich los. Ein Gedanke war in ihr aufgestiegen: „Vergib eine Frage, geliebter Otto!"

„Ich bin kein Lohengrin, Herz, frage!"

„Hast du Schulden?" Ihre Stimme zitterte und ihre Wangen wurden heiß vor Scham.

„Gewiß, da müßte ich kein Offizier ohne viel Zulage sein! Haben wir alle!"

„Viele?"

„Na, dein Vater kann sie noch decken!" meinte er leicht. „Das Haus Volmann kann einen Puff aushalten!"

Erna seufzte und dachte nach. „Otto, bitte, in mir einen Gefallen! Laß mich erst mit dem Vater sprechen und ihn vorbereiten. Ich muß den besten, günstigsten Moment abwarten, damit er meinen Worten Gehör schenkt. Bitte, sprich du nicht eher mit ihm, ehe ich dir dazu einen Wink gebe!"

„Wie du willst, Erna, aber leicht wird es mir nicht! Und lange warte ich auch nicht! Ich muß der Welt mein schönes, geliebtes Mädchen als Braut vorstellen. Ich muß Hellmut und Werner, all den Bonzen, und vor allem meinem Eduard, meinen Triumph leidhaftig vorführen. Ich bin ja so stolz, daß ich ihnen die Beute abgejagt habe!"

„Wie du nur sprichst!" sagte Erna ungehalten. — Er überhäufte ihre Bedenken und schied endlich von ihr mit dem Versprechen, ihre Erlaubnis abzuwarten, ehe er mit seiner Werbung vor Herrn Volmann trat.

Sehr verwirrt und benommen blieb das junge Mädchen zurück. Sie war also Braut! Braut! Wie sonderbar! Und doch, wie unbeschreiblich glücklich war sie! Lange Zeit starrte sie unbeweglich vor sich hin. Ueber all dem Glück, das sie empfand, lag doch ein Schleier. Eine unbestimmte, ganz wesenlose Angst quälte sie. Aber es war nicht die Angst vor der Szene mit den Eltern, vor bitteren Kämpfen. Was mochte es nur sein? — Sie fand die Ursache nicht. Und doch, merkwürdig! Otto war ja auch heute reizvoll und berückend gewesen; aber so, wie an den anderen Tagen, hatte er ihr nicht gefallen. Dann schalt sie sich über ihre eigene Unzufriedenheit!

So sehr Erna auf den Augenblick wartete, um mit dem Vater zu sprechen, sie fand ihn in den nächsten Tagen nicht. Die Vorbereitungen zum Feste, geschäftliche Aergernisse nahmen ihn gänzlich in Anspruch. — Otto von Sondheim drängte zur Entscheidung. Er war wieder ganz der bezaubernde Uebermut von früher, der sie gefangen hielt. Wenn er mitten in seinen Kobolditreichen, in seinen drolligen Erzählungen sich plötzlich ihr zuwandte, sie liebevoll ansah, dann drohte das Glück, sie zu übermannen. — Und wie eine Bacchantin tanzte sie wirbelnd durch den Saal! —

Eduard Hennig kehrte aus Berlin zurück. Ein boshafter Ausdruck von Triumph und Zufriedenheit schillerte in seinen graugrünen Augen. Nach einer Unterredung mit seinem Vater sagte er am Schlusse befriedigt: „Jetzt habe ich ihn in der Tasche! Bei der ersten Gelegenheit, wo er mir unbequem wird, ziehe ich den Sack zu und der Fuchs sitzt in der Falle. Mein Geld rent mich nicht; es war nicht hinausgeworfen!"

Otto von Sondheim lag im Volmannschen Kinderzimmer auf der Erde, saß zu Füßen der Frau Volmann, die den kleinen Sohn auf dem Schoße hatte. Er hielt ihr die lockigen Haare zausen, den Bart rupfen. Zuweilen packte er die winzigen Händchen und machte „Brummerchen", pfiff und tanzte. Felizchen lachte in seiner Wonne, wie nur ein gesundes Baby lachen kann. Und die Mutter war glückselig über ihr Söhnchen und den „herzigen Menschen". Er schmeichelte sich mit seiner Freundlichkeit gegen Felix nicht nur in ihr Herz, sondern auch in das ihres Gatten, der hinzu kam.

„Kann, Herr Oberleutnant, Sie hier?" fragte Volmann überrascht.

„Na, und ob nicht!" Der Junge ist meine ganze Liebe. Wenn er nächstens einmal gerauft ist, dann seien Sie sicher, ich habe ihn mitgenommen, nicht wahr, du goldiger Lümmel? Schauen Sie mal her, wie befreundet wir sind!" Er hob das Kind in seinem langen Tragelleidchen geschickt auf und tanzte mit ihm herum. Felizchen quietschte laut. Die Mutter blickte lobend den Vater an. Und dieser sinnend zu Erna hinüber, die gedankenvoll gegen einen Schrank lehnte, während ihre Augen selbstvergessen auf Otto ruhten. Zum ersten Male stieg wohl in dem Kaufmann der Gedanke auf, daß sein angebetetes, hilfloses Kind in dem gutherzigen Schlingel da einen besseren Halt finden möchte, als bei Eduard, wenn dieser Ernas Gatte wäre!" —

Der Ball bei Volmanns wurde viel besprochen. Der fürstliche Reichtum des Hauses kam zu vollem Glanze. Die Räume waren herrlich geschmückt. Das Essen und die Weine waren auserlesen. Eine Schar von Lakaien in alten Familien-Livreen bediente. Die Kapelle war vorzüglich eingespielt. Das Schönste war aber Erna! In einer Pariser Toilette aus hellblauer Seidengaze mit Silberfäden durchsponnen, einen Vergißmeinnichtkranz auf dem eigenartig frisierten Köpfchen, sah sie entzückend aus. Und das junge Liebesglück über die Nähe des geliebten heimlich Verlobten prägte sich so sprechend auf dem stolzen Gesichtchen aus, daß man sie kaum wieder erkannte. So lebhaft, so lachend hatte man das kalte, zurückhaltende Mädchen noch nie gesehen! —

Otto von Sondheim, Hellmut von Reckenburg, Eduard Hennig und Hugo Opitz, der einzige Sohn eines steinreichen Senators, huldigten Erna stürmisch. Heute war sie zu allen liebenswürdig. Jeder machte sich Hoffnungen. Selbst Eduard schien versöhnter. Es merkte ja keiner, wie sie beim Tanze sich an Otto schmiegte, wie sie kurze, beseligende Liebesworte mit ihm austauschte. „Morgen spreche ich, morgen!" flüsterte sie ihm zu, als sie ihm beim Cotillon einen Orden anstecte. Er preßte zum Dank ihre Hand, daß sie vor Schmerz beinahe aufschrie. —

Am Montag nach dem Feste fuhr Erna vor dem Kontor des Vaters vor. Sie ließ sich melden und wurde auch sogleich bei ihm vorgelassen. Volmann saß allein und schrieb.

„Erna, Du! Ist daheim etwas passiert?"

„Nein, Vater, aber ich muß mit dir sprechen; bitte, schenke mir Gehör!"

Er schob seine Papiere bei Seite und wandte sich ihr gütig zu. „Nun, wenn es nicht lange dauert, liebe Tochter, dann fange an. Brauchst du Geld?"

„Nein!" Sie schüttelte heftig den Kopf und setzte sich zu ihm. In ihrer Aufregung vergaß sie Trotz, Verbitterung und seine Kälte in den letzten Monaten und umklalte seine Rechte mit ihren beiden Händen. Wie ein vertrauendes Kind wandte sie sich an den Vater und schüttete ihm, weinend vor Aufregung und Bangigkeit, ihr Herz aus. Rückhaltlos vertraute sie sich ihm an. Ihre Zuneigung zu Werner, ihr Unbehagen im Elternhause, ihr Wunsch fortzukommen, der Abscheu gegen Eduard und ihre große Liebe zu Sondheim, dies alles sprudelte sie überstürzt, stotternd heraus.

Ohne sie zu unterbrechen, hatte Volmann ihr gelauscht. Mit einer gewissen Rührung forschte er in dem glühenden Gesicht. Als sie schwieg, fuhr er mit der Hand über ihre tränenfeuchten Wangen, über ihr weiches Haar: „Du hast recht getan, meine liebe Tochter, dich vertrauensvoll an mich zu wenden! Auch mir gefällt Sondheim gut, ich kann es nicht anders sagen! Aber seine blendenden Gesellschaftstalente, sein Uebermut genügen nicht allein zur Begründung einer Ehe. Ich bitte dich, vertraue mir auch bei den weiteren Schritten, die Männer-Angelegenheiten sind. Ich werde mit ihm sprechen und mir alles reiflich überlegen. Ich habe ja nur dein Bestes im Sinn!"

„So nimmst du mir nicht alle Hoffnung, Vater? Du wirst dich nicht von deinen Vorurteilen leiten lassen?" Flehend sah sie ihn an.

„Vertraue mir, Kind!" Er erhob sich. Mit einer von Herzen kommenden Aufwallung beugte sich Erna über seine Hand und küßte sie. Er gab ihr einen Kuß auf die Stirn und entließ sie freundlich, in schweren Gedanken zurückbleibend. —

Eine kleine, versiegelte Botschaft „Ich habe gesprochen und bin voller Hoffnung!" trug die treue Zofe Marta noch am Nachmittag zu Sondheim. Er war gerade bei der Toilette. Wilhelm Hennig, der älteste Sohn, hatte seinen Bruder und seine Vettern, den Schwager und noch einige Freunde in die „Pforte" geladen, wo er einen „Herren-Abend" geben wollte, bei dem der Champagner in Strömen fließen sollte!

Sondheim schrieb Erna sofort ein Gegenbriefchen: